

**STABDRUCK** (Verboten.)

201

## Pelle der Eroberer.

Dehriahre,

Roman von M. Andersen Meyd.

Jörgen Kosob kam in der Regel in großen Holzschuhen angetapft, und Jeppe schimpfte. „Man sollt' nich glauben, daß Du einen Schuster zum Bruder hast,“ sagte er bissig, „und dabei nehmen wir doch all unser Schwarzbrot von Euch!“

„Aber wenn ich doch nu mal nich die Füße in dem verdammtten Lederzeug warm halten kann! Und durch und durch sitz ich voll Gicht, es is 'n wahres Elend!“ Der große Bäcker wand sich jammervoll.

„Das muß gräßlich sein mit so'ner Gicht,“ sagte Bjerregrab, „ich selbst hab sie nie gehabt.“

„Schneider kriegen woll keine Gicht,“ entgegnete Bäcker Jörgen höhnisch, „ein Schneiderleib hat woll keinen Platz, um sie zu beherbergen. Soviel ich weiß, gehen zwölfschneider auf ein Pfund.“

Bjerregrab antwortete nicht.

Die Schneider haben ihre eigene verkehrte Welt,“ fuhr der Bäcker fort, „mit denen kann ich mich nicht vergleichen. Ein verkrüppelter Schneider, der hat ja doch nicht seine volle Leibeskraft.“

„Ach, Schneider sind woll ebenso fein wie Schwarzbrotbäcker,“ stammelte Bjerregrab nervös. „Schwarzbrot baden, das kann doch jede Banernfrau!“

„Ja, fein, das glaub ich, zum Stück auch. Wenn der Schneider 'ne Mütze näht, so hat er dabei Zeug für ein Paar Hosen für sich selbst übrig; darum sind die Schneider immer so fein in Zeug.“ Der Bäcker redete in die Luft hinein.

„Sonst stehen doch eigentlich die Müller und die Bäcker in dem Ruf zu mogeln.“ Der alte Bjerregrab wandte sich an Meister Andres und zitterte vor Erregtheit. Aber der junge Meister stand da und sah munter von dem einen zum andern, sein lahmes Bein schaukelte in der Luft.

„Für den Schneider verschlägt nichts. Ich nehm zu viel Platz weg!“ sagte der Schneider, als er in der Erbsie erstickt wurde. Oder wie ein anderes Sprichwort sagt: es verschlägt nichts mehr, als ein Schneider in der Hölle. Das sind Kerle! Wir kennen ja alle die Geschichte von der Frau, die einen vollausgewachsenen Schneider zur Welt bracht, ohne auch nur zu wissen, daß sie in Kindesnot war.“

Jeppe lachte: „Jetzt könnt Ihr wirklich aufhören; der eine gibt dem andern weiß Gott nichts nach.“

„Na, und ich hab auch gar nicht die Absicht, einen Schneider totzutreten, soweit es sich vermeiden läßt. Man kann sie ja man bloß nich immer sehen.“ Bäcker Jörgen hob seine großen Holzschuhe vorsichtig in die Höhe. „Aber sie sind ja keine Menichen, oder is hier auch bloß ein Schneider in der Stadt, der übers Meer gewesen is? Da waren auch keine Männer dabei, als die Schneider geschaffen wurden, ein Frauenzimmer stand im Zug in der Haustür, und da hatt' sie den Schneider weg.“ Der Bäcker konnte gar nicht wieder aufhören, wenn er angefangen hatte, jemand zu foppen; jetzt, wo Sören verheiratet war, hatte er seinen ganzen Humor wiedergefunden.

Bjerregrab konnte nicht dagegen an. „Sag Du von den Schneidern, was Du willst, wandte er endlich ein. „Aber die Schwarzbrotbäcker werden nicht als Fachleute angesehen, nicht mehr als Waschfrauen. Schneider und Schuster, das sind doch ordentliche Rünfte, mit Fachproben und allbergleichen.“

„Ja, Schuster, das is ja nu allerdings was anderes,“ meinte Jeppe.

„Von Euch gibt es doch affkurat so viel Sprichwörter und Redensarten wie von uns.“ Bjerregrab zwinkerte verzweifelt mit den Augen.

„So, es ist doch nicht länger her als vergangenes Jahr, daß Meister Klausen sich mit 'ner Tischlerstochter verheiratet

hat! Aber wen muß ein Schneider zur Frau nehmen? Sein eigenes Dienstmädchen!“

„Wie kannst Du nur, Vater!“ seufzte Meister Andres. „Der eine Mensch ist doch ebenso gut wie der andere.“

„Ja, Du verdreht immer alles! Aber mein Fach will ich doch respektiert haben. Heutzutage lassen sich Agenten und Wollhändler und anderes Bettelpack in der Stadt nieder und führen das große Wort. Aber zu alten Zeiten, da waren die Handwerker das Mark des Landes. Selbst die Könige mußten dazumal ein Handwerk lernen. Ich hab meine Lehrjahre in der Hauptstadt selbst durchgemacht, und in der Werkstadt, wo ich war, da hatt' ein Prinz das Fach gelernt. Aber ich hab, verdammt und verflucht, nie von einem König gehört, der sich auf das Schneidern gelegt hat.“

So konnten sie bis ins Unendliche fortfahren. Und wie sie so mitten im ärgsten Gezänk waren, ging die Tür auf und Holzbein-Larsen stapfte herein und füllte die Werkstadt mit frischer Luft. Er hatte eine Sturmmütze auf und eine blaue Seemannsjacke an. „Guten Abend, Kinder!“ sagte er munter und warf einen Haufen Lederfutterale und einzelne Stiefel auf den Fenstertritt.

Es fuhr Leben in alle hinein: „Da haben wir ja denn Spielmann! Willkommen zu Hause! Ist der Sommer gut gewesen?“

Jeppe untersuchte die fünf Stiefeln für den rechten Fuß, einen nach dem andern, bog das Oberleder vor Mande ab und hielt Absatz und Sohlen in gerader Linie vor das Auge. „Die hat ein Pfscher in Händen gehabt,“ brummte er und machte sich darin über die Futterale für das hölzerne Bein her. „Na, wirkt denn die Filzschicht?“ Larsen litt an Kälte in dem amputierten Fuß.

„Ja, ich hab seitdem keine kalten Füße mehr gehabt.“ „Kalte Füße!“ Der Bäcker schlug sich auf die Lenden und lachte.

„Ja, Du kannst sagen, was Du willst, aber jedesmal, wenn mir das hölzerne Bein naß wurde, kriegt ich 'nen Schnupfen.“

„Das is doch des Teufels!“ rief Jörgen aus und rollte mit seinem großen Oberkörper wie ein Flußpferd. „Das ist doch schnurrig!“

„Es gibt viel Schnurriges hier auf der Welt,“ stammelte Bjerregrab. „Damals, als mein Bruder starb, blieb meine Uhr im selben Augenblick stehen, ich hatte sie von ihm geerbt.“

Holzbein-Larsen war mit seinem Leierkasten durch das ganze Königreich gewesen und mußte erzählen. Von den Eisenbahnzügen, die so fuhren, daß die Landschaft selbst um sich herum lief, von den großen Läden und den Vergnügungs-orten in der Hauptstadt.

„Es mag sein, wie es will,“ sagte Meister Andres. „Aber zum Sommer will ich mal in die Hauptstadt und da arbeiten!“

„In Jütland da haben sie ja so viel Brack!“ sagte der Bäcker. „Da soll ja das Ganze Sand sein! Ich hab gehört, das Land wandert ihnen unter den Füßen weg, nach Osten zu. Is es wahr, daß sie da einen Pfahl haben, wo man sich dran scheuern muß, eh' man sich hinsetzen darf?“

„Meine Schwester hat 'nen Sohn, der sich bei den Jütländern verheiratet und ansässig gemacht hat,“ sagte Bjerregrab. „Von dem hast Du woll nichts gesehen?“

Der Bäcker lachte: „Die Schneider, die sind groß, die haben die ganze Welt in der Westentasche! Na, und Jümen? Da bist Du woll auch gewesen? Da sind die Frauen ja so sanft von Gemüt! Ich hab mal vor Svendborg gelegen und Wasser eingekommen, aber da war keine Zeit, an Land zu gehen.“ Es klang wie ein Seufzer.

„Kannst Du es denn aushalten, so viel zu wandern?“ fragte Bjerregrab bekümmert.

Holzbein-Larsen sah verächtlich auf Bjerregrabs angeborenen Klumpfuß. Er hatte seinen Schaden bei Helsingland bekommen, durch eine ehrliche Klugel. „Wenn man seine gefunden Gliedmaßen hat,“ sagte er und spie über den Fenstertritt aus.

Dann mußten die andern erzählen, was sich im Laufe des Sommers in der Stadt zugetragen hatte, von der finn-ländischen Harl, die im Norden gestrandet war, und daß die

Kraft um sich geschlagen hatte. „Du sitzt er hinter Schloß und Riegel und läßt Trübsal.“

Hierregab nahm Anstand an den Namen und nannte es Gotteslästerung. „Die Kraft ist nur einer, wie geschrieben steht. Wir Armen, wenn der über unsere Köpfe losschlagen wollt!“

Holzbein-Larfen meinte freilich, die Kraft habe mit Gott nichts zu schaffen, sondern sei aus irdischem Stoff; darüber benutze man sie, um Maschinen zu ziehen an Stelle der Pferde.

„Ich sollt' meinem, die Kraft, das sind die Frauenhimmer,“ sagte Bäder Jörgen, „denn die regieren, weiß Gott, die Welt. Und Gott soll uns bewahren, wenn die sich mal losschlagen! Aber was meinst Du, Andres, Du bist doch so schriftgelehrt?“

„Die Kraft, das ist die Sonne,“ sagte Meister Andres, „die regiert alles Leben, und die Wissenschaft hat ausfindig gemacht, daß alle Kraft von ihr ausgeht. Wenn sie ins Meer fällt und abkühlt, dann wird die ganze Erde ein Eisklumpen.“

„Ja, denn das Meer ist die Kraft,“ rief Zeppe überlegen aus. „Oder kennt Ihr irgend was, das so niederreißen und alles mit sich wegreißen kann? Und von dem Meer kriegen wir das Ganze wieder. Damals, als ich auf Malaga fuhr“

„Ja, das is auch wirklich wahr,“ sagte Hierregab, „denn die meisten finden ihre Nahrung auf dem Meer und viele auch den Tod. Und die reichen Leute, die wir haben, all ihr Geld haben sie vom Meer.“

Zeppe richtete sich stolz auf, und seine Brille bekam Glanz: „Das Meer kann tragen, was es will, Stein und Eisen, wo es selbst doch weich ist! Die schwersten Lasten können auf seinem Rücken wandern. Und dann auf einmal faugt es alles an sich. Ich hab' Schiffe gesehen, die mit dem Steben gerade in die Wellen hineingesegelt und verschwunden waren, wenn der Ruf an sie kam.“

(Fortsetzung folgt.)

## Italienischer Festjubiläum und Trubel.

Es ist ein seltsam schreiender Gegensatz, der zwischen dem durch allerlei Unbill politischer und kultureller Art hin und her geschleuderten Italien und dem Festesjubiläum seiner Bewohner in diesem Jahre laßt. Wenn man durch das Land fährt und sich bemüht, den Anschluß an die landsmännischen Herdenreisenden so wenig als möglich zu suchen, sondern sich an das Land selbst und an seine Bewohner zu halten, so wird einem unheimlich klar, wie offiziell und äußerlich recht eigentlich dieser Festjubiläum ist. Gerade wie sonst schlecht das Glend mit geschäftsmäßiger Bettlermiene durch die Straßen der Haupt- und Provinzstädte, und wenn man gerade in diesem Jahre die nicht in die Festlichkeiten einbezogenen Mittelstädte, etwa das durch Pietro Perugino unsterblich gewordene Perugia oder Siena betritt, dann fühlt man auch nicht ein Atom mehr von der geräuschvollen Festlichkeit, die sich in Turin und Rom in diesem Jahre eingemistet hat und mit geblähtem Stolz auf die eigene Vergangenheit herabschaut. Gewiß hat Italien allen Grund, sich der siegreichen Kämpfe um seine Unabhängigkeit freudig zu erinnern, und doch wird der Kenner der Verhältnisse zugeben müssen, daß es in Wahrheit in Italien durchaus noch nicht zu der rechten inneren Einheit gekommen ist. In Unteritalien zumal herrscht noch immer das vollste Analfabetentum und starke industrielle Unbeschäftigkeit. Vorläufig herrscht wohl, von Spanien und Griechenland abgesehen, in keinem europäischen Großstaate ein solches ausgesprochenes Glend wie gerade in Italien, und man muß sich eigentlich wundern, daß nicht all diese Festlichkeiten noch mehr beschränkt worden sind, als es der Fall ist. „Weil dadurch Arbeitslosigkeit verschafft wurde“, so wird man mir entgegen, und doch trifft diese Entgegnung nicht den Nagel auf den Kopf. Beweis dafür ist doch die Tatsache, daß die Arbeiter der Turiner Weltausstellung in den Streik treten mußten, um erträgliche Arbeitsbedingungen zu erhalten. Infolgedessen ist die Ausstellung noch nicht einmal zu zwei Drittel fertig gestellt. Gewisse Korrespondenten mußten die Wlamage dadurch zu vertuschen, daß sie schon vor zwei Monaten sogar illustrierte Aufsätze über die Turiner Weltausstellung versendet haben, die zum mindesten teilweise den Stempel der Phantasie deutlich an der Stirn tragen. Es lohnte sich fürwahr, über dieses Kapitel des modernen strupellosen Aktualitäts-Fanatismus unserer Presse einmal ein strenges Wort zu sagen. Die Tatsachen liegen vielmehr, wie ich durch Augenschein festzustellen bemüht war, folgendermaßen: das erstmal, als ich in Turin war, Ende März, um die Weltausstellung zu besichtigen, mußte ich mir noch durch Schutthäufen mühsam einen Weg bahnen, und kaum die ersten Ansätze zu den äußeren Gerüsten der Pavillons waren zu bemerken. Nur

Deutschlands Babilon war allerdings schon damals der Vollendung recht nahe gerückt. Auch das machtvolle Wasserfloß, von dem nun schon die Wunderfontänen herabrauschen, war in der äußeren Anlage bereits erkennbar. Im übrigen aber war kaum ein einziger Pavillon auch nur im rohesten Rohbau („im Rohgips“ mühte man hier sagen) beendet. Als ich dann einige Wochen später abermals in Turin war, hatte zwar die Ausstellung schon einigermaßen Profil, aber auch jetzt, nach der offiziellen Eröffnung war das Herrschende der Ausstellungsmonarch Gipsos in vollster Souveränität, Einiges war zwar schon fertig gestellt, und ich will einen ganz kurzen Blick darauf werfen, will in erster Linie der überaus anschaulichen Darbietung gedenken, die das italienische „Rote Kreuz“ zeigte: es wird uns da eine treffliche Einsicht in das segensreiche Wirkungsgebiet dieser Schlachensamariter ermöglicht. Ein täuschend naturwahres Panorama zeigt uns den Abgang eines Krankentransportes in das Gebirge, und gegenüber ist die gleiche Szene in der Ebene dargestellt. Ähnlich wie in der hochinteressanten ethnologischen Ausstellung in Rom (auf die wir später eingehen) fällt an den verwendeten Wachfiguren die unerbittliche Realistik und Lebensechtheit der Gestalten auf. Hier wird etwas Ganzes, etwas Harmonisches dargeboten, während sonst gerade wieder in dieser Weltausstellung das erdrückende Jubel des Ausgestellten die Genüßlosigkeit vielfach hemmt. Und noch ein anderer Umstand ist es, der mir gerade auf dieser Ausstellung ganz besonders un sympathisch aufgefallen ist. Da war z. B. ein Sonderpavillon, der der Tabakfabrikation galt, gewiß ein nicht uninteressantes Problem, diese Vorführung einer Fabrikation vor den Augen des Publikums. Erwartungsvoll trat man ein — aber welche Enttäuschung ward uns da zuteil! Wir wurden wider Willen dazu verurteilt, Preisrichter einer — weiblichen Schönheitskonkurrenz, aber auch einer weiblichen Untätigkeitskonkurrenz zu sein! Untätig saßen die hübschen Mädchen in ihren kleidsamen Trachten (es ist klar, daß dies nicht die Original-Fabrikkleider waren!) an ihren Maschinen und — ließen sich willig bewundern! — Ich will zur Entschuldigung der Ausstellungsleitung annehmen, daß ich gerade zu einer Arbeitspause erschienen bin, doch machte mir die Situation nicht einen solchen Eindruck, und auch die Zeit, etwa halb fünf Uhr nachmittags, kann doch keine Besperzeit für italienische Begriffe darstellen!

Es ist überhaupt für den allgemein ästhetisch interessierten Betrachter einer solchen industriellen Ausstellung viel genüßreicher, wenn er sich auf die Freude an der äußeren Architektur der einzelnen Bauten, wie der ganzen Anlage des Komplexes beschränkt. Dann wird er allerdings in Turin in diesem Jahre reiche Ausbeute haben, reicher als er sie wohl auf irgend einer der letzten großen europäischen Ausstellungen gehabt hat. Ist doch schon allein die Lage der Ausstellung, zu beiden Seiten des von den Voralpen und den grünen Hügeln Piemontes umragten Poßusses inmitten eines prächtigen Naturparks, des Valentinoparks, ganz außerordentlich schön. Dazu hat man es mit geradezu raffiniertem Geschick verstanden, alles Zusammendrängen der Pavillons zu vermeiden. So riesengroß auch die bedeckte Fläche ist, so geschlossen, ja fast intim wirkt doch das Ganze. Das kommt daher, daß die beiden Po-Ufer den Pavillons eine natürliche Umrahmung bieten und daß durch diese Zweiteilung des Geländes dem Auge des Beschauers überaus wohlthuende Ruhepunkte gewährt werden. Durchfährt man für fünf- undzwanzig Centesimi (20 Pf.) mit dem Auto, das eigens dafür da ist, die Ausstellung bis zu ihrem Mittelpunkt, bis zu dem großen internationalen Industrie-Palast, so erkennt man, daß alles wohl erwogen und berechnet ist. Sehr gewandt haben die Italiener ihre eigenen Erzeugnisse in gutes Licht zu setzen gewußt, ohne doch die anderen Nationen, die fast alle auf dem Plan erschienen sind, in den Hintergrund zu rücken. Einige Nationen haben sich darauf beschränkt, in der großen gemeinsamen Industriehalle auszustellen, darunter Desterreich, andere haben große eigene Prachtbauten errichtet. Wirklich interessant verspricht der Zeitungs-pavillon zu werden, in dem das Entstehen einer und der Zeitung überhaupt von den ältesten Zeiten an vorgeführt werden soll. Doch wir haben diesen Palast noch nicht fertig gesehen und müssen uns daher vorerst mit dem Hinweis darauf begnügen.

Dagegen sind wir in Rom mehrere Male auf der internationalen Kunstausstellung und auf der ethnologischen „Schau“ („mostra“ nennen es die Italiener) gewesen und könnten nun ins Schwärmen geraten, wir könnten die zwölf Pavillons der „Internationalen“ noch einmal rückschauend durchwandern, könnten dies System auch bei der wunderbaren ethnologischen Ausstellung befolgen. Aber wir wollen uns darauf beschränken, einige Licht- und Kernpunkte herauszuheben. Da ist z. B. auf der Engelsburg eine kulturhistorische Ausstellung veranstaltet, die von Italiens Werden und Größe in allerlei Dokumenten und Ansichten und auch in anschaulicher Weise erzählt, indem etwa eine ganze mittelalterliche Apotheke mit Inventar und mit dem Apotheker selbst in der charakteristischen Mäxhymisten-Tracht zu sehen ist. Durchschreiten wir ein paar Säle, so gelangen wir zu einer ganz köstlichen Sammlung alter Musikinstrumente, wie wir sie sonst außerhalb Deutschlands, (das in Berlin und Leipzig zwei der größten derartigen Museen besitzt) nur ganz selten finden. Dann wieder, gleich gegenüber dem Bahnhof, beherbergen die für diesen Zweck überaus pietätvoll restaurierten Diokletians-Thermen, diese kolossalen Ueberreste antiker Kaiser-Bäder, ein archäologisches Museum, wie es in gleicher Vollständigkeit

Wie wieder sich den Blicken der Interessenten zeigen wird. Und gerade auf Vollständigkeit kann auch die internationale Kunstausstellung hier in Rom entschiedensten Anspruch machen. Man hat es verstanden, aus den einzelnen Ländern wirklich nur die bedeutendsten Künstler zu Worte kommen zu lassen, und man hat sich weise zu beschränken gewußt.

Die Krone unter all den römischen Ausstellungen aber reiche ich unbedenklich der ethnologischen Ausstellung auf der Piazza d'Armi, auf die ich etwas näher eingehen muß, weil hier etwas in seiner Art völlig Neues versucht und bis zu einem gewissen Grade auch erreicht worden ist. Niemals hat es wohl ein Land bisher der Riesennühe für wert gehalten, ein nach Provinzen geordnetes komplettes, anschauliches Bild seines künstlerischen und industriellen Wirkens wenigstens in großen Zügen zu geben. Italien, dieses kleine, arme, von Unglück und Krankheit heimgegriffene Land, das so oft die Opferwilligkeit fremder Nationen ansuchen mußte, hat nun einmal gezeigt, was es durch eigene Opferwilligkeit zu leisten vermag. Man denke sich eine Riesenebene, umsäumt von zypressenbekrönten grünen Hügeln, in malerischer Weise mit einer Reihe von palastartigen Häusern bebaut, die den Hauptbaustil der einzelnen Provinzen Italiens in einer geradegu bewundernswerten plastischen Deutlichkeit veranschaulichen. Wer Italien von Süd nach Nord und von West nach Ost bereist hat, der wird mit freudigem Staunen hier aus allen ihm liebgewordenen Hauptstädten der einzelnen Provinzen einen charakteristischen Palast täuschend getreu kopiert wiederfinden: Venedig, dieses Dorado jener Italienreisenden, die nur bis Oberitalien gelangen, wird durch die Fassade des Domes mit den berühmten Glocken läutenden Gestalten an schöne Tage des Kunstgenusses erinnert. Florenz, die „Blume, die sich stets erneuert“, wie stolz an der Fassade geschrieben steht, wird in einem zur Stunde erst der Vollendung entgegengehenden Palast von echter Renaissancekultur versinnbildlicht. Gleich daneben im Umbrien-Pavillon betreten wir den Rathssaal von Perugia, den wir im Original erst unlängst besichtigt haben. Am allerstreichendsten vielleicht wird uns die Provinz Piemont veranschaulicht; da betreten wir sogleich einen, rings von wappengeschmückten Giebeln umragten vieredigen Hofplatz, der zu den Gemächern führt, diesen Gemächern, die ehemals zu einem alten Kloster gehörten. Daneben steht das Haus der Abruzzes, mit den, an Limoges-Kunst erinnernden eingerahmten Majolikabildern und mit den kunstvollsten Stickerarbeiten. Das Wort von dem „Augenbild“, den man „zum Verweilen einladen möchte“, da er so schön sei, dieses Dichterwort fiel mir ein, da ich mich hier immer wieder mit Gewalt von den einzelnen Objekten losreißen mußte, um wenigstens noch Einiges von dem Vielen zu erfassen, das die anderen Pavillons bieten. Da war z. B. noch die so gut wie vollständige Trachtenammlung zu studieren, die einen lehrreichen Einblick in die Treue gestattet, mit der in den italienischen Provinzen allenthalben noch die alten Trachten und Bräuche beibehalten werden. Da wird uns eine Hochzeit aus einem Dorfe veranschaulicht, Casteldelfino heißt es und liegt in Piemont, dann wieder eine Taufe, wobei die Älteste des Dorfes den Neugeborenen, der in einer Holztruhe schlummert, hoch auf dem Kopfe trägt, während zwei Mädchen, wohl die Geschwister des Täuflings, in einem Körbchen zwei weiße Opfertauben tragen. Im gleichen Haus wird uns auch einmal Gelegenheit gegeben, die Geschichte der Fastnachtssomödie und die der „Commedia dell'Arte“, der Stammutter der modernen satirischen Komödie, die auch auf die ersten Opern entscheidenden Einfluß gehabt hat, an Puppen gezeigt, die auch in der Physiognomik Künstlerhände verraten.

Nun habe ich wohl doch schon zu viel erzählt und habe doch noch nicht einmal von dem gewaltigen neuentdeckten Viktor-Emanuel-Denkmal auf der Piazza Venezia gesprochen. Ist dieses Denkmal, von dem so viel Aufsehens gemacht worden ist, wirklich der monumentalen Größe und Vergangenheit der ewigen Stadt würdig? Doch wohl nur, soweit der monumentale Abschluß des Platzes als solcher und der perspektivisch glückliche Abschluß der Hauptstraße Roms, des Corso Vittorio Emanuele in Betracht kommt. Das Denkmal selbst ist jedoch mehr dekorativ üppig als innerlich gewaltig. Vielleicht, daß, wenn es erst ganz vollendet ist, wenn erst das Sieger-Viergespann die Finne bekrönt und wenn die Patina das heute gar zu gleichförmig neu wirkende vergoldete Reiterstandbild Viktor Emanuels dunkel gefärbt hat und wenn auch das allzu reichliche Figuren- und Siegesemblem-Weinwerk nachgedunkelt ist, vielleicht daß dann die Monumentalität des Denkmals kräftiger in die Erscheinung tritt. Heute wirkt das Ganze noch etwas zu fanfarenhaft aufdringlich.

In Festlichkeiten aller Art wird in dem jubelnden Italien natürlich nicht gespart. Der ernsten Musik wird, in Gestalt eines manchen Schöne bringenden Opernzyklus im Teatro Costanzi zu Rom ebenso gehuldigt, wie dem Sport — in Gestalt von Athleten — und anderen Wettkämpfen. Man hat sogar in Rom eigens ein ein halbes Hunderttausend Menschen fassendes „Stadium“ zu diesem Zweck gebaut, in dem zu Beginn des Herbstes u. a. ein historisches Turnier im Stile des dafür maßgebenden 17. Jahrhunderts veranstaltet werden soll. Eigentliche Volksfeste aber sind bisher wenigstens noch nicht gefeiert worden, auch von Volksbergnüchtigungen habe ich, abgesehen von der allerdings große Fahrermäßigkeiten gewährenden „Tessera“ der Staatsbahnen noch nichts vernommen. Doch fassen wir uns in Geduld! Erfahrungsgemäß beginnen ja gerade in den südlichen Ländern die eigentlichen

Volks-Familienfeste erst dann, wenn die Fremden in ihre heimischen oder in die schweizerischen Berge abgereist sind.

Arthur Reisser.

## Älteste und neueste Kultur im Osten.

II.

Die Eroberung und Semitisierung Babyloniens ging schnell und gründlich von statten. Ohne neuen Zugang von außen ging der sumerische Volkstypus nach und nach unter wie seine Sprache. Nur im „Gottesdienst“, im Verkehr mit den Geistern und Gespensern, die Sumerier wie Semiten gleichmäßig fürchteten, erhielt sich die altsumerische Sprache, denn ihnen konnte man nicht zumuten, eine neue zu lernen. (So versteht im katholischen Christentum der liebe Gott nur lateinisch; wer in einer andern Sprache etwas von ihm erbitten will, muß sich an einen beliebigen Heiligen als Dolmetscher wenden.) Diese alte Kirchensprache hat sich vielleicht bis in die persisch-griechische Zeit erhalten, ist dann aber mit der Herrschaft ganz ungilifizierter Völker in den dortigen Gegenden ebenso ausgestorben wie die Kenntnis der Schrift der alten Zeit. Das mußte alles erst wieder von der europäischen Wissenschaft neu entdeckt werden.

Ende des dritten Jahrtausends herrschten die Semiten wohl schon allerorts. Aber auch sie lebten noch in kleinen, von einander unabhängigen Stadtstaaten, die sich oftmals betriegten und einander unterdrückten, — ein Zustand, der durchaus an die griechische Geschichte erinnert. Aber schon ca. 2800 (nach Ungnad 2600) konnte der König Sargon von Akkad (Agade) ein größeres semitisches Reich mit einer neuen Hauptstadt Babel gründen.\*) Dieses Reich scheint recht schnell wieder zerfallen zu sein, aber die Stadt Babel erhielt sich in Ansehen, durch ihre Kunst und mehr noch durch ihre Wissenschaft, — was man damals so Wissenschaft nannte: Astrologie und Kenntnis von Göttern, Geistern und Gespensern, sowie den Verkehr mit ihnen. Da diese Geister nach damaliger Anschauung auch in den Gestirnen wohnten, so gehören beide durchaus zusammen.

Doch scheinen damals die astronomischen Beobachtungen und Berechnungen schon recht scharf gewesen zu sein. Die Sternbilder hatte man schon eingeführt und den Himmel auch sonst eingeteilt. Man rechnete das Jahr zwar noch zu 12 Monaten zu je 30 Tagen und schob auf königlichen Befehl, wenn die Sache nicht mehr ganz stimmen wollte, einen dreizehnten Monat ein, so daß man ein Schaltjahr von 390 Tagen erhielt, aber man hatte doch ausgefunden, daß ungefähr zu Sargons Zeit der Frühlingspunkt (der Termin der Frühlings- und nachgleiche) aus den Wäldern, wo er vorher gestanden hatte, in das Zeichen des Stieres, das damals aber jedenfalls anders hieß, übergetreten war. Man teilte also damals das Jahr ganz neu ein, stellte den babylonischen Hauptgott Marduk, der im jungen Stiere verehrt wurde (das „Kalb“ der Bibel) an die Spitze und so blieb es 2700 Jahre lang bis in der letzten assyrischen Zeit der Frühlingspunkt in den Widder trat und unsere heutige Sternbilderfolge festgesetzt wurde (die nun auch bereits fast 400 Jahre überholt ist, denn so lange liegt der Frühlingspunkt schon in den Fischen). So herrschte Babel durch seine theologische „Wissenschaft“, auch wenn es nicht den politischen Mittelpunkt, wie in der Assyrer- und Persezeit bildete, — ein wahres Rom der Vorzeit, dessen Einfluß sich weit über Christus heraus erhielt und dessen Geist und Gedanken auch ins Christentum gekommen sind: teils auf dem Wege über das Judentum, dessen Bibel und Religion durchaus babylonischen Geist atmet, teils auf dem Wege über Kleinasien, den die mehr rindständigen religiösen und mythologischen Ideen Babyloniens einschlugen und von da ins Griechisch- und Römertum gelangten.

Im dritten Jahrtausend waren die ersten semitischen Eindringlinge bereits so von der Kultur selbst geschwächt, daß eine neue semitische Einwanderung aus der Steppe zugleich sich in Babylonien, Phönizien und Aegypten (Syhos) geltend machen konnte, — die sogenannte kanaanäische. Mit dieser hebt sich die babylonische Kultur auf ihre höchste Stufe. Als bedeutendsten Fürsten der damaligen Zeit — natürlich häuften die alte Geschichte alle Kulturthaten noch viel mehr auf die Fürsten, die nicht nur als von Gottes Gnaden, sondern selber als Götter galten, noch viel mehr wie die neuere — kennt man jetzt Hammurabi (zwischen 2200 und 1900 vor u. Z.), dessen Name sich an eine bedeutende Gesetzgebung knüpft, die für den alten Orient von derselben Bedeutung war wie für den Westen das römische Recht und jedenfalls viel länger in Geltung blieb als dieses. Noch die „mosaische“ Gesetzgebung, zwischen 800 und 300 lokalisiert, erweist sich als von der Hammurabis beeinflusst: die damals „modernen“, aus dem Exil zurückgekehrten Juden erweisen sich als echte Babylonier. Insbesondere seit der Hammurabizeit bewegt sich die babylonische Kultur stark nach dem Westen, ans Mittelmeer und zwar sowohl in ihren künstlerischen Fertigkeiten wie in ihren intellektuellen Ergebnissen. Kleinasien steckt voll künstlerischer Denkmäler, die den Uebergang der babylonischen Bau- und Bild-

\*) Andere verlegen die Gründung Babels in des Königs Sumu-Abum Zeit, um 2230.

hauerkunst zu dem Höhepunkt der Griechen darstellen, — aber ebenso hat der Westen seine Kenntnisse der Bewegung und der Berechnung der Himmelskörper, der Einteilung und Benennung des Sternenhimmels und seiner „Bilder“ von den Babyloniern erhalten. Das auf den Zahlen 12 und 60 beruhende Zählsystem, das heute noch vielfach im Gebrauche ist, ist babylonischen Ursprungs; in bezug auf die Münze ist es erst vor einigen Jahrzehnten in Deutschland eingebürgert auf die Seite gestellt worden. Denn der alte Taler mit seinen 30 Groschen à 12 Pfennigen entsprach dem alten babylonischen Jahr von 12 Monaten zu 30 Tagen, wie auf diesen 360 Tagen auch die heute noch übliche Kreiseinteilung in 360 Grad beruht, — der Abbildung des jährlichen Kreislaufs der Sonne. Auf den sieben, den Babyloniern bekannten beweglichen Himmelskörpern beruht die siebentägige Woche, die, man weiß bis heute noch nicht wie, sich auch bei den Römern Geltung verschaffte, nachdem sie in der babylonischen Gefangenenschaft bereits von den Juden angenommen worden war (vorher rechneten diese nur nach dem Neumond und hatten wohl auch nur reine Mondjahre von 29½ Tagen wie heute noch die Türken). Der Sabbat ist ursprünglich keine soziale, sondern eine rein abergläubische Einrichtung, da die Babylonier den 7., 14., 21. und 28. Tag eines Monats für unglücklichbringend ansahen und deshalb an ihnen nichts Wesentliches unternahmen.

In Sprache und Schrift haben die Babylonier mit ihren beschränkten Mitteln geradezu Erstaunliches geliefert. Sie kannten weder die Schreibweise auf Palmblätter wie die Ägypter, noch auf zusammengepreßte Pflanzensaft (Papier) wie die Ägypter —, die zum Beschreiben vorgerichtete Tierhaut (Pergament) wurde auch erst später erfinden. Sie schrieben vielmehr auf kleinen Nachtafeln ähnliche Tonplatten, die sie nachher im Feuer hartbrannten und diese ihre Schriftstücke haben zum Teil ein halbes Jahrtausend des Begrabenseins in der Erde überdauert. Die Babylonier haben die alte sumerische Zeichenschrift in eine leichter lesbare Silbenschrift umgeschaffen und in dieser eine Literatur niedergelegt, die selbst noch in den zerstückelten Resten, wie wir sie wiederfinden, noch bewundernswürdig ist. Wir finden da bereits die gesamten Zweige der Literatur mit vielleicht einziger Ausnahme der April, sonst aber historische, theologische, astronomische, medizinische, grammatische, legalistische, epische Werke, Sagen, Märchen und sonstiges.

Auch die höchste Ausbildung der alten Religion entstand bei den Babyloniern. Die ältesten und noch wenigst zivilisierten Völker glauben nur an Geister und Gespenster; auf etwas höheren Stufen steigt der Glaube dann auf zu Familien-, Stammes-, Orts- und höchstens Landesgöttern. Auf diesem Punkte stehen noch älteste Ägypter, Juden, Griechen und Römer. Erst die Babylonier schufen entsprechend ihrer politischen Einrichtung kleinerer Lokalstaaten, unter seiner Zentralherrschaft (die einigermaßen dem römisch-deutschen Kaisertum ähnelte) bereits im dritten Jahrtausend vor Christus gar noch früher ein Göttersystem, das sich auch auf Ägypter und Griechen vererbte. Als unter den kanaanäischen Dynastien, an der Wende zum zweiten Jahrtausend, die Zentralmacht Babylons erstarkte, formulierte man auch den Gedanken an einen alle anderen Götter überragenden Haupt-, Reichs-, ja Weltgott, den man nun natürlich nicht mehr in einem armseligen Oefen, sondern in der Sonne wohnend vorstellte (dieser war vorher eine einfache Planetengottheit gewesen). Dieser höchste Gott wurde schließlich von den Gebildeten als der einzige angesehen, die andern Götter galten nur als seine Formen, Ausflüsse, höchstens untergeordneten Helfer (dieselbe Entwicklung findet sich zu gleicher Zeit, doch nur periodenweise, auch in Ägypten). Das Christentum hat diesen babylonischen Weltgott übernommen, zum reinen Monotheismus ist es auch noch nicht vorgegangen, denn es stehen neben ihm immer noch die Heiligen, Seligen und mindestens die Engel, die auch Judentum wie noch Protestantismus nicht ausmerzen konnten. Die religiösen Hymnen, die zur Zeit des Eroberers Nebukadrezar II. an die babylonischen Tempelwände geschrieben wurden, finden sich in den jüdischen Prophetenschriften und Psalmen wieder — die Juden haben sie einfach in der sogenannten Gefangenenschaft abgeschrieben oder doch auswendig gelernt.

Auch eine Welterschöpfung- und Heldenmythe haben die alten Babylonier geschaffen, — ihre Wiederholung finden wir in den Religionen, Heldensagen und Märchen aller Völker wieder. Selbst die Phantasmen von Himmel und Hölle sind ihr Geistesprodukt. Auch wirklich wissenschaftliche Ideen gingen von ihnen aus. Die griechische Philosophie, auch in Kleinasiens ihren Anfang nehmend, fällt zeitlich durchaus zusammen mit einer ganzen Anzahl religiös fortschrittlicher Bewegungen in Asien, die im sechsten Jahrhundert von Babylonien ihren Ausgang nahmen (monotheistisches Judentum, Zoroastrianismus, Konfuzianismus, Buddhismus). — Daß die Geometrie Euklids wie überhaupt die ganze alexandrinische Wissenschaft babylonisches Lehngut ist, muß ebenfalls zugegeben werden. Die Wissenschaft gräbt heute die Beweise hierfür aus den zerfallenen Tempeln und Städten des alten Babyloniens in Menge aus. —

Die neue Bahn von Bagdad nach Rußland wird mitten durch dieses alte Kulturland gehen und wenn einerseits zu hoffen ist, daß schon der Wobnbau allein, rein nebensächlich, eine große Anzahl alter Kulturwerke, die dort noch in unabschätzbarer Menge lagern, zu Tage fördern wird, wenn die Wiederherstellung der

alten Bewässerungsanlagen das gleiche Resultat zeitigen muß, so wird auch die Forschung im allgemeinen durch die leichtere Zugänglichkeit des Landes, die fortschreitende Kultivierung desselben, die hierdurch geschaffene Verbesserung des Klimas usw., große Förderung erfahren. Wir dürfen durch die neueste Kultur Babyloniens noch viele Aufschlüsse über seine älteste erwarten.

v. B. G.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

**Fortschritte im Dampfturbinenbau.** Das kriegswürdige französische Sprichwort, daß man immer wieder auf seine erste Liebe verfällt, scheint auch für Wissenschaft und Technik zu gelten. Wie oft kommt es vor, daß die Entwidlung einen vollständigen Kreislauf beschreibt, daß man nach langem Irrren wieder auf die Ideen zurückkommt, von denen man ausging. Aus der Naturwissenschaft sind ja Fälle bekannt genug, die Theorie des Lichtes und der elektrischen Erscheinungen sind wohl die besten Beispiele dafür. Als man sich über die Natur des Lichtes klar zu werden suchte, stellte Huguens die Schwingungstheorie auf, die das Licht als Wellenbewegung eines hypothetischen Stoffes, des Aethers, auffaßte. Seine Theorie konnte sich aber bei den Zeitgenossen keinen Eingang verschaffen, da sie von Newtons Autorität erdrückt wurde. Dieser stellte die ja zunächst viel leichter zu begreifende Behauptung auf, das Licht bestünde aus kleinsten Massenleichen, die von den leuchtenden Körpern mit großer Geschwindigkeit fortgeschleudert würden. Erst als alle Versuche mißglückten, die beweisen sollten, daß Newton recht und Huguens unrecht hatte, während die verschiedenen Versuche und Beobachtungen nur eine Deutung durch die Huguenssche Schwingungstheorie zuließen, wurde diese allgemein anerkannt. Vielleicht noch interessanter ist der Kreislauf der Elektrizitätstheorien. Die erste Vorstellung, die man sich von dem Wesen der Elektrizität machte, war die zweier verschiedener Flüssigkeiten, einer positiven und einer negativen, deren Vereinigung in gleichen Mengen den unelektrischen Zustand ergeben sollte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde auf der Grundlage von Faradays Experimenten eine neue Anschauung durch Maxwell und Heinrich Herz entwickelt, die Schwingungstheorie der Elektrizität. Es sollten ebenfalls Aetherwellen sein, die die elektrischen Erscheinungen hervorbrachten, von den Lichtwellen nur durch die Wellenlänge unterschieden. Und am Ende des 19. Jahrhunderts entstand die Theorie der Elektronen, die der Elektrizität eine atomistische Struktur zuschreibt, also im wesentlichen zu der ersten Vorstellung zurückkehrt, wenn auch aus der Faraday-Maxwellschen Theorie sehr wichtige Teile herbeigeholt sind. Ob diese Elektronentheorie noch einmal zu einer atomistischen Theorie des Lichtes, also zu Newton, zurück, führen wird, bleibt noch abzuwarten, damit wäre der Kreislauf zum zweiten Male geschlossen.

In der Technik ist es oft nicht anders, obgleich das zunächst schwer begreiflich erscheint; man sollte meinen, die Nützlichkeit einer Anordnung müsse sich doch schnell zeigen. Der Eingeweihte weiß freilich, welche große Rolle weitverbreitete, aber unbewiesene Anschauungen und vorgefaßte Meinungen in der Technik spielen. Der ganze Dampfturbinenbau ist hierfür ein Beispiel. Denn zunächst wurde die Dampfturbine überhaupt für unmöglich erklärt, so lange, bis sie eben dastand und nicht mehr wegzudisputieren war. Es ist charakteristisch, daß der erste Erbauer der ersten Dampfturbine ein Laie war, der schwedische Arzt de Laval. Der zweite war der Engländer Parsons. Seine Turbine hatte die denkbar einfachste Form, ein Schaufelrad, das vom Dampf durchströmt wurde. Die Umdrehungszahl war enorm hoch, 20—30 000 minutlich, sie mußte durch ein Zahnradgetriebe auf den sechsten Teil herabgesetzt werden, um Dynamomaschinen damit antreiben zu können. Die anderen Turbinenkonstrukteure suchten dies durch andere Mittel zu erreichen; sie ließen den Dampf nacheinander eine Reihe von Rädern durchströmen und die Dampfturbine mit ihren Zahnradern erschwand fast vollständig aus der Praxis. Heute kommt man nun wieder auf die Zahnräder zurück, es hat sich eben gezeigt, daß alle anderen Mittel viel unwirtschaftlicher sind, es liegt die hohe Umdrehungszahl eben in der Natur der Turbine. In einem englischen Hüttenwerk wurde die Walzenstrafe mittels Zahnradgetriebes direkt durch eine Dampfturbine angetrieben, wobei die Wirkung sich als günstiger erwies als bei elektrischem Antriebe. Auch für Elektrizitätswerke ist die Frage von großer Bedeutung; man könnte eine gut ausgenutzte, langsam laufende Dynamomaschine von einer sehr schnell laufenden Turbine antreiben lassen, während die schnell laufenden Turbinen sehr teuer sind. Noch wichtiger wäre diese Möglichkeit für den Schiffsantrieb, denn die schnelllaufenden Schrauben sind ein großes Uebel ebenso wie die langsam laufenden Turbinen (was für eine Schraube sehr schnell ist, wird für eine Turbine schon sehr langsam sein, man hat also das doppelte Uebel), aber hier steht die Betriebssicherheit zu sehr in Frage. An Land kann man den Betrieb stilllegen und reparieren, wenn die Zahnäder kaputt sind, das kann ein Schiff nicht, bestmogen wird diese Neuerung dem Schiffsturbinenbau kaum viel nützen.